

Von fern kommst du her;
heute noch lebst du.
In dir ist gefährliche Sprengkraft,
zukunfts geladen bist du.
(Bernardino Greco)

Ein Text – wie geschrieben über die hl. Elisabeth.

Gerade in diesem Jubiläumsjahr werden viele Versuche unternommen, die zeitliche Distanz zu überbrücken und „ihr Leben beispielhaft ins Heute zu verlängern“ (Zimmermann/Bieger, S.10). Elisabeth soll uns so vor Augen geführt werden, dass sie uns auch heute noch viel zu sagen hat. Und so wird dann „aus der Dame, die auf den Bildern und Reliefs immer so ernst und überirdisch ausschaut, eine junge Frau mit Wünschen, Träumen und Hoffnungen. Eine junge Frau, die liebt und trauert. Eine junge Frau, die möchte, dass ihr Leben Sinn macht.“ (Steffi Baltes, S. 15)

„Das Besondere an ihr: sie ist nicht im Schatten der Vergangenheit verschwunden. Ihr Leben und Wirken ist bis heute präsent und spricht Menschen an. Ihre leidenschaftliche Liebe, mit der sie gelebt und geglaubt hat, lässt ihr Leben über die Zeiten strahlen.

Sie fand sich nicht ab mit ungerechten Verhältnissen, die Menschen schuldlos in Elend und Armut trieben und scheu-

te sich nicht, Missstände am eigenen Hof aufzudecken. Sie kümmerte sich um Armen und Kranke, weil in der Nächstenliebe die Liebe zu Christus konkret wird ohne Unterschied zwischen Herr und Knecht und arm und reich.

In der Welt und für die Menschen hat sie ihren Glauben geliebt“ (Marburg 2005).

Elisabeth war und ist eine faszinierende Frau – begabt, mutig, ungewöhnlich. Auch eine Frau mit Höhen und Tiefen. Eine Frau, die wir sicher nicht bis ins letzte verstehen und bei der uns manches fremd und unverständlich bleibt. Aber auf alle Fälle eine Frau, von der wir vieles lernen können. Eine Frau, die uns ermutigt und inspiriert, ein Leben an der Hand Gottes zu führen. (vgl. ebd.)

Drei Aspekte möchte ich etwas näher betrachten, wie Elisabeths Leben und Wirken über die Zeiten strahlt, wie sie heute eben nicht nur „lebt“, sondern auch „zukunfts geladen“ ist, wie in ihr für heute und morgen „gefährliche Sprengkraft“ ist, die sogar Einzug gefunden hat in kirchliche Dokumente – auch wenn da Elisabeth nicht namentlich erwähnt ist.

Ich habe diese Aspekte überschrieben:

- Lebendige Zeugin der Freiheit

- Lebendige Zeugin der Hingabe
- Lebendige Zeugin des Dienens

Vorher aber muss ich Ihnen noch etwas gestehen: der Text ist gar nicht über die hl. Elisabeth geschrieben, sondern über den hl. Franziskus. Und trotzdem „passt“ der Text auch zu hl. Elisabeth.

Aber das könnte ja auch bedeuten, dass der Blick auf Elisabeth uns einiges mitgibt, wenn wir uns in diesem Jahr nicht nur an den 800. Geburtstag der hl. Elisabeth erinnern, sondern auch vorbereiten auf den 800. Jahrestag des Beginns der franziskanischen Bewegung, denn auch in der ist „gefährliche Sprengkraft“, auch die ist „zukunfts-geladen“.

LEBENDIGE ZEUGIN DER FREIHEIT

Die vor 800 Jahren geborene ungarische Königstochter wird als 4-jährige an den Hof des thüringischen Landgrafen gebracht. Dort soll sie zusammen mit den anderen Kindern der Landgrafenfamilie aufwachsen und in die ihr zugedachte Rolle als Frau des künftigen Landgrafen hineinwachsen.

Die höfische Umgebung war aber auch geprägt von einem ausschweifenden Lebensstil und oftmals gedankenloser Verschwendungssucht. Die bittere Not und die oftmals ärm-

lichen Lebensumstände des Volkes wurden dabei vergessen und verdrängt.

Je älter Elisabeth wird, desto schwieriger wird für Elisabeth das Leben auf der Wartburg. Mit ihrem schon in sehr jungen Jahren stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn erkennt sie die Mißachtung und die Unterdrückung des Volkes und lehnt sie unmißverständlich ab.

Deshalb hält Elisabeth es auf Dauer auf der Wartburg nicht aus. Das Leben am Hof ist für Elisabeth so etwas wie ein goldener Käfig, aus dem sie von Zeit zu Zeit ausbrechen muss. Sie sucht den Kontakt zu den „einfachen“ Leuten. Den Bediensteten auf der Burg bietet sie das „Du“ an als Zeichen, dass sie sich nicht als etwas Besseres empfindet. Und sie macht sich auf den Weg zu den Leuten in Eisenach. Zu Fuß geht sie die vier Kilometer lange Strecke hinunter in die Stadt. Sie bleibt nicht „oben“, wo es angenehm ist, sondern macht sich auf den Weg nach ganz „unten“, zu denen, die ihre Hilfe brauchen. Sie verteilt Essen und Nahrung. Sie besucht Kranke in ihren ärmlichen Wohnungen. Während ihre Dienerinnen draußen stehen bleiben, weil ihnen der Geruch zu unangenehm und die Wohnungen zu dreckig sind, begibt sich Elisabeth in das Lebensumfeld der hilfsbedürftigen Leute. Sie tröstet die Kranken und erzählt ihnen von Gott. An jedem Gründonnerstag zieht sich Elisa-

Elisabeth ein schlichtes Kleid und Sandalen an, wie sie die einfachen Leute tragen. Sie folgt ihrem großen Vorbild Jesus und wäscht zwölf armen Menschen liebevoll die Füße. Danach schenkt sie jedem von ihnen zwölf Pfennige, neue Kleidung und Brot. In einem Jahr wäscht sie sogar Aussätzigen die Hände und Füße und ehrt sie mit einem Kuss.

Um die Kranken etwas näher bei sich zu haben und sie besser pflegen zu können, lässt Elisabeth mit der Zustimmung Ludwigs ein Hospital am Fuß der Wartburg errichten. Alle feinen und wohlhabenden Menschen, die den Landgrafenhof auf der Wartburg besuchen, kommen nun an diesem Ort vorbei und können das Elend und die Armut nicht mehr übersehen. In Elisabeths kleinem Krankenhaus haben 28 Menschen Platz.

Elisabeth versorgt sie mit Lebensmitteln, die sie von ihrem eigenen Essen und dem Essen ihrer Dienerinnen abzweigt. Auch verwahrloste Kinder werden im Hospital mit Essen versorgt. Sobald Elisabeth das Haus betritt, ist sie von kleinen Kindern umringt, die sich freuen, sie zu sehen. Elisabeth ist für sie eine Mutter geworden. Sie scheut sich nicht, den Kleinen, die oft von Krankheiten und Behinderungen entstellt sind, ihre Liebe zu zeigen, sie zu streicheln und zu versorgen. Sie kümmert sich auch um die übrigen Patienten, wäscht sie, schneidet ihnen die Haare, versorgt ihre

Wunden. Für die, die sterben, näht sie das Totenkleid und hilft bei der Beerdigung. Einmal zerteilt sie ein kostbares weißes Leinentuch, um die Verstorbenen darin einzuhüllen und zu begraben. Man erzählt sich die Geschichte, dass Elisabeth eines Tages, als sie vom Gebet aus der Kirche kommt, auf einen Schwerkranken Aussätzigen trifft. Der bittet sie, dass sie ihn doch mit in ihr Haus nehme. Elisabeth stützt den Kranken, führt ihn in ihr Zimmer und legt ihn in ihr Ehebett. Die Diener des Landgrafen Ludwig berichten ihrem Herrn sofort von diesem seltsamen und unmöglichen Verhalten. Ludwig hat viel Geduld, aber diesmal ist seine Frau zu weit gegangen. Er begibt sich zum fürstlichen Schlafzimmer und stellt Elisabeth zur Rede, die gerade einen Topf mit Seifenlauge in der Hand hält, mit der sie den Kranken gewaschen hat. Ludwig schlägt die Decke des Ehebettes zurück ... und sieht dort ein Kruzifix liegen, eine Darstellung des gekreuzigten Christus. Er wendet sich erstaunt zu Elisabeth und sagt zu ihr: „Geliebte Schwester, solch einen Kranken darfst du mir immer ins Bett legen!“

... Elisabeth überschreitet Grenzen, wieder und wieder. Als adelige Frau, noch dazu als Frau des Landesfürsten, durfte sie sich zwar bis zu einem gewissen Maß karitativ betäti-

gen. Das wurde sogar gern gesehen und machte die Landesherren und -herrinnen bei der Bevölkerung „populär“.

Doch Elisabeth gibt nichts auf das, was andere denken. Sie überschreitet die Grenzen der Etikette, des guten Geschmacks, des Verständnisses ihrer adeligen Umgebung. Sie tut Dinge, die eine Fürstin einfach nicht tun darf, wie z.B. Aussätzige waschen und pflegen. Niemand in der damaligen Gesellschaft wollte Aussätzigen zu nahe kommen. Sie waren Ausgestoßene, dazu verdammt, am Rande der Gesellschaft zu leben. Die Krankheit war in ihren Ursachen noch nicht erforscht und jeder hatte große Angst, sich anzustecken. Als „Aussätzige“ galten außerdem nicht nur Lep-rakranke, sondern auch Menschen mit den verschiedensten Hautkrankheiten. Schon von weitem mussten diese Menschen, wenn ihnen ein Gesunder entgegenkam, durch Klappern und Rasseln auf sich aufmerksam machen. Sie galten sogar als religiös „unrein“, denn man vermutete, Gott hätte sie für eine schwere Schuld bestraft. Auch deshalb wollte ihnen niemand zu nahe kommen, um sich nicht etwa mit ihrer Schuld zu „infizieren“. Elisabeth hatte offenbar keine Berührungsängste. Wie verunsichernd und abstoßend das auf ihre Umwelt gewirkt haben muss, zeigt die Geschichte mit dem Aussätzigen im Ehebett. Gegenüber Kranken und Armen, so erzählte man sich mit dieser Ge-

schichte, kannte Elisabeths Mitleid keine Grenzen. In den Kranken und Armen sah Elisabeth Jesus Christus.

Elisabeth versuchte, in den Fußspuren ihres großen Vorbildes Jesus zu gehen. Mit dem, was sie tat, und wie sie es tat, wollte sie ein Zeugnis von Gottes großem Erbarmen und seiner unendlichen Liebe sein.

Und dass sie es in einer solchen Weise getan hat, dass sie auch heute noch eine lebendige Zeugin der Freiheit ist, zeigt ein Abschnitt aus einem jüngeren Dokument der Religiösenkongregation. Dort heißt es:

Christus schenkt den Menschen zwei grundlegende Gewissheiten: Die Gewissheit, grenzenlos geliebt zu sein, und die Gewissheit, selbst zur grenzenlosen Liebe fähig zu sein. Die Freiheit, die aus dieser Gewissheit folgt, befreit den, der sich darauf einlässt, von dem Bedürfnis, sich selbst in den Mittelpunkt zu rücken und den anderen zu besitzen, und von der Furcht vor der Selbsthingabe für die Brüder; Die Freiheit, die aus dieser Gewissheit folgt, lehrt den, der sich darauf einlässt, so zu lieben, wie Christus ihn geliebt hat, mit jener Liebe, die jetzt in seinem Herzen wohnt und ihn fähig macht, sich selbst zu vergessen und sich so zu verschenken, wie sein Herr es getan hat. (vgl. VAS 116, Nr. 22)

LEBENDIGE ZEUGIN DER HINGABE

Eines Tages erfährt Elisabeth, dass die Untertanen ihres Mannes Ludwig so viel Steuern an ihren Landesherren abführen müssen, dass ihnen selbst kaum etwas zum Leben übrig bleibt. Das schockiert Elisabeth so sehr, dass sie be-

schließt, von nun an bei Tisch nur noch von dem zu essen, was von ihren eigenen Ländereien kommt. Auch ihre Dienerinnen hält sie dazu an. Wenn sie sich nicht sicher ist, woher das Essen stammt, fastet sie. Wenn sie aber in Erfahrung bringen kann, dass das Essen und Trinken nicht durch Ausbeutung der Untertanen erworben wurde, sagt sie voller Freude zu sich und ihren Dienerinnen: „Heute wollen wir essen und trinken!“ Natürlich stößt dieses Verhalten bei ihrer Verwandtschaft auf Unverständnis und erntet heftige Kritik. In ihrem Ehemann Ludwig hat sie jedoch einen Verbündeten. Er versteht ihre Gewissensnöte und versucht nicht, sie zu einem „standesgemäßen“ Verhalten zu zwingen.

Im Jahr 1126 kommt es in Deutschland zu einer katastrophalen Teuerung und Hungersnot. Viele Menschen sterben. Elisabeth kann das Leid um sich herum nicht lange mit ansehen. Ihr Mann Ludwig ist gerade am kaiserlichen Hof in Cremona zu Gast. So gibt sie, die Landgräfin, den Befehl, die gräflichen Kornspeicher zu öffnen. Sie gibt fast den gesamten Vorrat an ihre hungernden Untertanen. Als der Vorrat zur Neige geht, gibt sie auch noch ihren Schmuck her, um Nahrung für die Menschen zu kaufen.

Aber sie belässt es nicht dabei, Nahrung zu verschenken. Sie versucht den Menschen in ihrer Umgebung so zu helfen,

dass sie sich selbst helfen können: An Arme, die noch kräftig genug sind, verteilt sie Kleidung, Schuhe und Sensen, damit sie sich durch Feldarbeit ihr Brot selbst verdienen können.

Als ihr Mann Ludwig vom kaiserlichen Hof zurückkehrt, beschweren sich seine Verwalter bei ihm über Elisabeth. Sie hat die Erträge der gräflichen Besitzungen restlos für die Armen aufgebraucht. Ludwig erwidert, dass sie die Landgräfin in ihrer karitativen Arbeit nicht behindern sollen. Dennoch ist er besorgt. Als er mit Elisabeth allein ist, fragt er sie, wovon sie nun ihre Untertanen auf der Burg ernähren sollen. Elisabeth antwortet ihm, dass alles, was sie beide besitzen, Gott gehört. Sie hat es ihm nur wieder zurückgegeben.

Elisabeth ist eine erstaunliche junge Frau mit Weitblick. Sie begnügt sich nicht damit, Almosen zu geben. Sie möchte hilfsbedürftige Menschen nicht an sich binden, um sich selbst gut fühlen zu können in dem Wissen: „Alle brauchen mich.“ Sie will, dass Menschen ihre Würde behalten können. Sie gibt ihnen eine kleine Starthilfe und ermutigt sie, ihre von Gott gegebenen Gaben zu gebrauchen - ihre Stärken, ihre Fähigkeiten, ihr Können. Sie weiß: jeder hat etwas, was er zu geben hat. Jeder hat etwas, was er gut

kann. Manchmal wird es Menschen unmöglich gemacht, ihr Können und Wissen einzusetzen, gerade dann, wenn es ums nackte Überleben geht. Elisabeth sieht in ihren Schutzbefohlenen nicht Menschen, die es nie zu etwas bringen werden. Sie versucht, ihnen Wege aus der Armut und Abhängigkeit zu zeigen. Darin kann sie uns und unserer Gesellschaft heute, fast 800 Jahre später, ein Vorbild sein. In unserer Welt, in unserem Alltag und auch in unseren Gemeinden brauchen wir Menschen, die andere freisetzen; die anderen eine Hilfe zur Selbsthilfe geben; die Menschen nicht an sich binden, sondern ihnen helfen wollen, ihre von Gott gegebenen Gaben zu entfalten.

Das fängt im Kleinen an und hört beim Großen nicht auf: Bin ich ein Mensch, der andere mit Gottes Augen sehen und würdigen kann? Erkenne ich Fähigkeiten z.B. in den jungen Menschen in meinem Umfeld und ermutige ich sie, sich und ihre Gaben auszuprobieren? Versuche ich, ein Mentor für junge Menschen zu sein, der sie an die Hand nimmt und ein Stückweit mit ihnen geht, bis sie gefestigt im Glauben und im Leben ihren Weg alleine gehen können?

Gebe ich ihnen „Starthilfe“, damit sie Gottes Herz näher kennen lernen können? Hilfe ich mit, dass junge Frauen und Männer in unseren Gemeinden und in unserer Gesell-

schaft „Visionäre“ werden - mit einer tiefen Sehnsucht nach Gott und mit einer Berufung, für die es sich zu leben lohnt? Obwohl unser Wissen auf allen Gebieten der Wissenschaft und Technik seit Elisabeths Zeit um ein Vielfaches zugenommen hat, hat sich unsere Welt nicht zum Besseren verändert. Immer noch werden Kriege geführt, immer noch sterben weltweit viele, viele Menschen an Unterernährung, immer noch gibt es Dürren und Hungersnöte, immer noch haben wir in den reichen Ländern dieser Erde mehr zu essen, als wir jemals verbrauchen können. Jeder von uns ist mitschuldig daran, dass die Ressourcen unserer Welt so ungleich verteilt sind und der Überfluss der einen nicht dem Mangel der anderen zugute kommt. Ich denke, wir in den reichen Ländern dieser Erde werden uns diesem Schuldzusammenhang nie ganz entziehen können. Doch wir können, so wie Elisabeth, Visionäre werden, die mithelfen, arme und benachteiligte Menschen in die Unabhängigkeit zu führen. Wir können von unserem Überfluss etwas abgeben und Hilfsprojekte unterstützen, die Hilfe zur Selbsthilfe geben. Als Christen können wir Partnerschaften mit christlichen Gemeinden in weniger entwickelten Gebieten unterhalten und praktische, geistliche und finanzielle Unterstützung geben. Wir können auch selbst in die Krisenregionen dieser Erde gehen, für kurze oder längere Zeit, und unser

Wissen und Können im Rahmen von Entwicklungshilfeprojekten zur Verfügung stellen. Wir müssen nur ein wenig Mut aufbringen, über unseren Tellerrand hinauszuschauen und das anzusehen, was wir lieber nicht sehen wollen: Armut, Hunger, Krankheit und Not von Menschen, die für Gott unendlich wertvoll sind, - und die auch uns so viel wert sein sollten, dass wir ihnen helfen wollen.

Die Erfahrung der meisten Menschen, die etwas von ihrem Überfluss an Geld, Nahrung, und Fähigkeiten einsetzen ist letztlich die, dass nicht in erster Linie „die anderen“ die Beschenkten sind, sondern dass Gott die Geber unendlich viel mehr beschenkt.

Gott hat uns alles gegeben, was wir sind und was wir haben. Wir dürfen und sollen großzügig und großherzig mit unseren Gaben umgehen. Und wir brauchen keine Angst zu haben, dass wir am Ende leer ausgehen. Nicht in diesem Leben und nicht im nächsten. Wenn wir eines Tages Gott gegenüberstehen, halten wir zwar nichts in unseren Händen - kein Geld, keine Scheckkarten, keine Bücher, keine Diplome, keine Häuser oder Bankkonten. All das hat vor Gott kein Gewicht mehr. Aber die Stimme und das Geschick der Menschen, die wir mit unserem Leben gesegnet haben, haben für Gott großes Gewicht.

Und auch hier ist Elisabeth zukunftsgeboten.

In seinem Schreiben „Ecclesia in Europa“ schreibt Papst Johannes-Paul II. über den „Dienst am Evangelium der Hoffnung“

Die ganze Kirche ist gefordert, den Armen wieder Hoffnung zu geben. Sie aufzunehmen und ihnen zu dienen, bedeutet für die Kirche, Christus aufzunehmen und ihm zu dienen (vgl. Mt 25,40). Die vorrangige Liebe zu den Armen ist eine notwendige Dimension des Christseins und des Dienstes am Evangelium. Sie zu lieben und ihnen zu bezeugen, dass sie von Gott besonders geliebt werden, heißt anzuerkennen, dass Menschen unabhängig davon, in welchen ökonomischen, kulturellen und sozialen Verhältnissen sie sich befinden, um ihrer selbst willen wertvoll sind, und ihnen so zu helfen, ihre Leistungsfähigkeit zur Geltung zu bringen.

Und etwas weiter:

Und schließlich soll nicht übersehen werden, dass von den Gütern der Erde nicht selten auf ungebührliche Weise Gebrauch gemacht wird. Da der Mensch nämlich den Auftrag, die Erde mit Weisheit und Liebe zu bebauen und zu hüten (vgl. Gen 2,15), nicht erfüllt hat, hat er in vielen Regionen Wälder und Landflächen zerstört, die Gewässer verseucht, die Luft zum Atmen unerträglich gemacht, die hydro-geologischen und atmosphärischen Systeme durcheinandergebracht und riesige Landstriche der fortschreitenden Wüstenbildung ausgesetzt.

Auch in diesem Fall heißt Dienst am Evangelium der Hoffnung, sich auf neue Weise für einen richtigen Gebrauch der Güter der Erde einzusetzen, indem man zu jener aufmerksamen Sorgfalt anregt, die nicht nur die natürlichen Lebensräume schützt, sondern vor allem die Lebensqualität der Menschen dadurch verteidigt, dass sie den künftigen

Generationen eine Umwelt vorbereitet, die mit dem Plan des Schöpfers besser übereinstimmt.

*In dir ist gefährliche Sprengkraft,
zukunfts geladen bist du.*

Es gäbe noch eine ganze Reihe von Dingen im Leben der hl. Elisabeth, die wir herausgreifen könnten und wo sie uns eine Menge sagen kann. Ich möchte mich aber nur noch auf einen weiteren Punkt beschränken – und einen Sprung machen von der Wartburg nach Marburg in das Hospital, das Elisabeth dort am Ufer der Lahn gebaut hat.

LEBENDIGE ZEUGIN DES DIENENS

Elisabeth packt in der Arbeit ihres Hospizes tatkräftig mit an. Sie macht die Betten, wäscht, kocht und spült. Sie pflegt die Kranken. Auch hier zeigt sie, wie schon in ihrem Hospital unterhalb der Wartburg, keine Berührungängste. Sie ist sich für nichts zu fein. Sie badet die Kranken und deckt sie zu. Ein einäugiges Kind, das an Ausschlag und Lähmung leidet, trägt Elisabeth nachts öfter ins Freie, damit es seine Notdurft verrichten kann. Immer wieder nimmt Elisabeth kranke Waisenkinder bei sich auf und pflegt sie mit viel Liebe und Geduld gesund.

Eines Tages verteilt sie, außerhalb des Hospitals, Geld von ihrem Witwengut an arme Menschen aus Marburg und dem Umkreis. Am Abend bleiben einige Kranke und Schwache im Hof des Hospizes zurück, um dort die Nacht zu verbringen. Elisabeth lässt ein Feuer im Hof anzünden, damit es die Menschen warm haben, und verteilt Brot. Sie sorgt dafür, dass den Armen die Füße gewaschen und gesalbt werden. Die fühlen sich so wohl und geborgen, dass sie anfangen, zu singen. Elisabeth ist zufrieden und sagt zu ihren Mitschwestern: „Seht, ich habe es doch gesagt, wir sollen die Menschen froh machen!“

Einmal, nachdem Elisabeth Kranke in ihrem Hospital gebadet hat, nimmt sie einen feinen leinenen Vorhangstoff und hüllt die Patienten damit ein. Sie ruft fröhlich: „Welches Glück für uns, so unseren Herrn baden und zudecken zu können!“

In den Kranken und Armen sieht Elisabeth Christus. Wie Christus ihr gedient hat, so möchte sie ihm dienen. Sie sieht es als ein Privileg und Vorrecht an, Arbeiten zu tun, vor denen viele andere zurückschrecken würden.

Manche Dinge, die Elisabeth getan hat, erscheinen uns heute unnötig, fremd, bizarr oder sogar abstoßend:

Eines Tages trifft sie auf dem Weg zur Kirche einen ungepflegten armen Mann, der mit einer dicken Schmutzschicht

bedeckt ist. Elisabeth nimmt ihn mit zu sich und wäscht ihm Hände und Füße. Der Mann ist aber so dreckig, dass sogar der hartgesottene Elisabeth schlecht wird. Sie erschreckt sich darüber, dass sie sich so vor dem Mann ekelt. Denn auch in ihm begegnet ihr Gott, wie dreckig der Mann auch sein mag. Deshalb, wie um sich zu bestrafen oder zu erziehen, trinkt sie das Waschwasser und betet: „O Herr, Du hast am heiligen Kreuz um meinetwillen Essig und Galle getrunken. Dafür sage ich Dir von Herzen Dank.“

Um eine Frau, die einen äußerst unangenehmen Körpergeruch hat und dabei noch voller eitriger Geschwüre ist, kümmert sich Elisabeth liebevoll. Niemand sonst will diese Frau anrühren. Jeder ekelt sich. Doch Elisabeth bringt sie in einem Hofgebäude des Hospizes unter und übernimmt ihre Pflege. Wieder und wieder spricht sie freundlich mit ihr, streicht ihr liebevoll über das entstellte Gesicht und bringt ihr Achtung und Wertschätzung entgegen. Nach und nach verheilt die Hautkrankheit der Frau. Wahrscheinlich hat Elisabeth um den Zusammenhang zwischen Seele und Körper gewusst und um die große Rolle, die das innere Wohlbefinden bei der Heilung von äußeren Krankheiten spielt.

Manchmal bringt es einen zum Schmunzeln, was über Elisabeth so alles berichtet wird: als Königstochter und Landgräfin hat sie wohl nie kochen müssen. In Marburg aber

kocht sie für sich und ihre Dienerinnen und wohl auch für die Patienten. So schmeckt es dann auch. Es wird erzählt, dass Elisabeth oft im Gebet versunken das Essen zubereitet, vergisst, es zu würzen und sogar vergisst, es umzurühren.

Schließlich schmeckt das magere Mittagessen, das meist aus Gemüse besteht, nicht nur fade, sondern auch angebrannt. Wenn ihre Mitschwester sie deswegen ermahnen, lässt sie es geduldig über sich ergehen. Sie weiß ja, dass sie eine schlechte Köchin ist. Und dennoch hat sie das Herz auf dem rechten Fleck. Sie freut sich, wenn sie anderen dienen kann. Hauptsächlich dient sie den Menschen durch ihre liebevolle Zuwendung, durch ihre Achtung und Wertschätzung gegenüber jedermann, durch ihr pragmatisches Wesen und auch ihr Wissen in der Heilkunde, das sie sich im Laufe der Zeit angeeignet haben muss. Dienen - das ist für eine Königstochter und Landgräfin eigentlich nicht „angesagt“ gewesen, jedenfalls nicht in der Radikalität und dem Ausmaß, in der es Elisabeth getan hat. Als klar wurde, dass Elisabeth nicht nur einem exzentrischen Hobby nachgeht, sondern dass sie einen Lebensweg gewählt hat, haben sich die feineren Leute von ihr abgewandt. Viele ihrer früheren Freunde und sogar Familienmitglieder verachteten sie. In der Gesellschaft von Elisabeth wollte man nicht ge-

sehen werden. Von dieser Verrückten, die so ganz unstandesgemäß lebt, musste man sich fernhalten. Elisabeth war ein „Verlierer“, mit dem die „Gewinner“ nichts zu tun haben wollten. Die, die auf ihre gute Stellung in der Gesellschaft viel Wert legten, haben Elisabeth ihren Lebensstil als Schwäche ausgelegt. Ja, selbst von manchen armen Leuten ist Elisabeth verachtet worden, die nicht verstehen konnten, warum sich ein „Gewinner“ plötzlich auf die Seite der „Verlierer“ stellt und ganz schwach und arm wird. So mancher bedürftige Mensch in Elisabeths Eisenacher Zeit, nach ihrer Flucht von der Wartburg, wollte lieber eine strahlende Heldin haben, die sich in ihrem Glanz in sein Elend hinunterbeugt, als eine Elisabeth, die fast mittellos und schwach das Wenige teilt, was sie noch besitzt. Das menschliche Herz ist eigenartig. Und es hat sich bis heute nicht geändert.

Menschen mit einem großen dienenden Herzen, Menschen wie Elisabeth, sind selten. Damals und heute. Unsere moderne Gesellschaft ermutigt nicht gerade einen Lebensstil, der von Selbstlosigkeit, Hingabe und Demut geprägt ist. Gewinnen und herrschen, das ist das Gesetz unserer Welt. So scheint es zumindest. Doch Elisabeth hat einen Weg gewählt, der sich an einem viel älteren, tieferen und wahre-

ren Gesetz orientiert. Jesus selbst, der Sohn des Königs des Universums, ist in unsere Welt gekommen, um zu dienen. Nicht als ein strahlender Held, der sich in seiner großen Güte ein wenig zu uns herabbeugt und uns Almosen gibt. Nein. Jesus ist mitten hineingekommen in unser Elend. Er hat uns, den „Verlierern“, die Hand gereicht und uns aus dem Dreck gezogen.

In Elisabeth entdeckte ich viele der Charakterzüge ihres Vorbildes, der großen Liebe ihres Lebens: Jesus Christus. Und auch, wenn zu ihren Lebzeiten nur wenige verstanden haben, welche Stärke und innere Größe dazu gehört, dienen zu können - Gott hat es gesehen. Und, da bin ich mir sicher, er hat sich zu Elisabeth gestellt und aus ihr eine Gewinnerin gemacht.

Ich möchte gerne von Elisabeth lernen, dass ich mir nicht zu schade sein darf zum Dienen. Warum auch? Wenn Jesus, mein Herr, sich nicht zu schade war - warum sollte ich es dann sein?

Gott braucht Menschen, die sich selbst loslassen können, die ihr Herz öffnen und bereit sind, an dem Ort zu dienen, wohin Gott sie beruft. Das kann ganz unten im elendsten Slum oder ganz oben in der Chefetage einer internationalen Bank sein.

Wir alle könnten also an die Stelle Elisabeths treten. Nicht ausdrücklich, aber zwischen den Zeilen herauszulesend, wurden wir am Anfang des 3. Jahrtausends von Papst Johannes-Paul II. dazu eingeladen:

In unserer Zeit gibt es in der Tat so viel Not und Elend, das sich fragend und mahnend an die christliche Einfühlungskraft wendet.

Unsere Welt beginnt das neue Jahrtausend mit einer Last. Sie ist beladen mit den Widersprüchen eines wirtschaftlichen, kulturellen und technologischen Wachstums, das einigen wenigen Begünstigten große Möglichkeiten bietet, während es Millionen und Abermillionen Menschen vom Fortschritt ausgrenzt, die sich statt dessen mit Lebensbedingungen herumschlagen müssen, die weit unter dem liegen, was man der Menschenwürde schuldig ist. Kann es tatsächlich möglich sein, dass es in unserer Zeit noch Menschen gibt, die an Hunger sterben? Die dazu verurteilt sind, Analphabeten zu bleiben? Denen es an der medizinischen Grundversorgung fehlt? Die kein Haus, keine schützende Bleibe haben?

Der Schauplatz der Armut lässt sich unbegrenzt ausweiten, wenn wir zu den alten die neuen Formen der Armut hinzufügen, die häufig auch die Milieus und gesellschaftlichen Gruppen betreffen, die zwar in wirtschaftlicher Hinsicht nicht mittellos sind, sich aber der sinnlosen Verzweiflung, der Drogensucht, der Verlassenheit im Alter oder bei Krankheit, der Ausgrenzung oder sozialen Diskriminierung ausgesetzt sehen. Der Christ, der auf dieses Szenarium blickt, muss lernen, seinen Glauben an Christus in der Weise zu bekennen, dass er den Appell, den Christus von dieser Welt der Armut aussendet, entschlüsselt.

Es geht um die Weiterführung einer Tradition der Nächstenliebe, die schon in den zwei vergangenen Jahrtausenden unzählige Ausdrucksformen gefunden hat, die aber in unse-

ren Tagen vielleicht noch größeren Einfallsreichtum verlangt. Es ist Zeit für eine neue „Phantasie der Liebe“, die sich nicht so sehr und nicht nur in der Wirksamkeit der geleisteten Hilfsmaßnahmen entfaltet, sondern in der Fähigkeit, sich zum Nächsten des Leidenden zu machen und mit ihm solidarisch zu werden, so dass die Geste der Hilfeleistung nicht als demütigender Gnadenakt, sondern als brüderliches Teilen empfunden wird.

Daher muss es uns gelingen, dass sich die Armen in jeder christlichen Gemeinde wie „zu Hause“ fühlen. Wäre dieser Stil nicht die großartigste und wirkungsvollste Vorstellung der Frohen Botschaft vom Reich Gottes?

(NOVO MILLENNIO INEUNTE, Nr. 50)

Von fern kommst du her;
heute noch lebst du.

In dir ist gefährliche Sprengkraft,
zukunftsgeladen bist du.

Ich habe versucht, aus dem Leben der hl. Elisabeth Impulse, Denkanstöße, Handlungsanstöße für uns abzuleiten. Elisabeth selbst lädt uns ein, uns neu für Jesus und sein Evangelium zu begeistern, den Enthusiasmus der Herzen neu zu wecken und lebendige Zeuginnen und Zeugen der Liebe zu sein – also wirklich lebendige Christen – und nicht solche, von denen der folgende Text am Schluss spricht: .

Ein wirklich lebendiger Christ
kann sein wie ein Feuerwerk...
sprühend, beeindruckend,

verpuffend, hell, zischend,
sanft, mit Fehlzündungen
und brillanten Effekten;
die meisten allerdings kommen mir vor
wie nasse Knallfrösche.
(Kristiane Allert-Wybranetz)

Danke für Ihre und Eure Aufmerksamkeit.